

Karl Eibl (München)

Universalien der Literatur? Das Beispiel der Metapher

Die universellen menschlichen Eigenschaften und Verhaltenstendenzen, die wir bei unseren Untersuchungen menschlichen Verhaltens voraussetzen, sind meistens so trivial (oder werden für so trivial gehalten), dass man sie nicht eigens thematisiert. Wer jedoch Universalien im Sinne von gemeinsamen Eigenschaften oder Verhaltensweisen aller Menschen oder aller Kulturen frontal fokussiert, gerät schnell in ein begriffliches und damit auch argumentatives Dickicht. Vor allem zwei Irritationsquellen wollen zunächst beachtet werden. Erstens: Die bisher ermittelten oder behaupteten Universalien haben, bei aller Plausibilität im Einzelnen, wenig systematische Konsistenz. Zweitens: Die Universalien scheinen normative Implikationen zu enthalten, die sich quasi hinterücks durchsetzen.

1. Universelle Dispositionen und manifeste Fast-Universalien

Sogar eine so triviale Aussage wie: ‚Alle Menschen (Lebewesen) streben nach Belohnungen und vermeiden Strafen‘ (die Grundannahme des Behaviorismus, der ansonsten von Universalien nichts wissen will) ist falsch, wenn man nicht berücksichtigt, dass Belohnungen und Strafen durchaus milieuspezifisch definiert werden und damit auf der Beobachtungsebene drastisch an Universalität einbüßen können. Und auch das bekannteste Beispiel für Universalien auf der Ebene der Kulturen, nämlich das sogenannte Inzesttabu, kennt Ausnahmen, zum Beispiel bei der altägyptischen Oberschicht, ganz abgesehen davon, dass die Verwandtschaftssysteme und damit auch die Inzestdefinitionen der verschiedenen Kulturen sehr verschieden sein können. Vor diesen Problemen weicht man aus, indem man von Fast-, Quasi- oder statistischen Universalien spricht. Sehr befriedigend ist das nicht, aber es macht jedenfalls unmissverständlich deutlich, dass es sich um Oberflächenbefunde handelt. Das gilt auch für die Universalienlisten, wie sie seit Murdock's 1945 vorgelegtem Versuch immer wieder einmal zusammengestellt wurden. Es scheint mir bezeichnend zu sein, dass diese Listen meistens alphabetisch angeordnet sind, von „Age grading“ bis „Weather control“ (Murdock), von „Abstraction“ bis „World view“ (Brown) oder von „Abstillen“ bis „Zeitrechnung“ (Schiefenhövel).¹ Das Alphabet ist die neutralste Methode, Begriffe anzu-

¹ Mehrere Listen, darunter auch die hier erwähnten, sind abgedruckt im Anhang des derzeitigen Standardwerkes zum Thema: Antweiler, Christoph: Was ist den Menschen gemeinsam? Über Kultur und Kulturen, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 2007, S. 359-375; Pinker erläutert Donald Browns Liste: „This list, compiled in 1989 and published in 1991, consists primarily of ‚surface‘ universals of behavior and overt language noted by ethnographers. It does not list deeper universals of mental structure that are revealed by theory and experiments.“ Pinker, Steven: The Blank Slide. The Modern Denial of Human Nature. New York: Viking 2002, S. 435; vgl. auch den „Anhang: Kulturelle

ordnen, ohne einen Zusammenhang postulieren zu müssen, aber es ist auch ein deutliches Signal dafür, dass die Begriffe nicht theoretisch vernetzt, sondern, mit Kant zu sprechen, nur „rhapsodistisch“² aufgerafft sind. Das muss kein Schaden sein, im Gegenteil; denn solche aufgerafften Begriffe sind häufig fruchtbarer als solche, die einander durch Logizität stützen und das nicht selten durch empirische Leere erkaufen. Der offenkundige Mangel an systematischer Konsistenz kann als Appell zu weiterer Forschung verwertet werden.

Zu den normativen Implikationen: Seit den Begegnungen der europäischen mit nicht-europäischen Kulturen gibt es einen ethnozentrischen Universalismus, der die eigenen kulturellen Bräuche und Einrichtungen für die richtigen, die fremden aber für barbarisch, unreif oder dekadent erklärt. Das ist die Basis für die ‚postkolonialistische‘ These, Universalismus sei eine hegemoniale europäische Machenschaft.³ Aber immer deutlicher zeigt sich, dass der ethnozentrische Universalismus nicht nur eine europäische, sondern auch eine amerikanische, anatolische, arabische, polynesische, afrikanische usw. Unart ist. Sogar an wissenschaftlichen Fakultäten soll es dergleichen geben. Die Tendenz zu ethnozentrischem Universalismus ist selbst eine Universalie: Alle Menschen neigen dazu, die Normen ihrer eigenen Gruppe für richtiger zu halten als die anderer Gruppen. Hier können wir sogar schon eine begründete Vermutung über die Ursache dieser Universalie anstellen: Eine starke Überzeugung von den Gruppennormen verleiht deutliche Reproduktionsvorteile innerhalb der Gruppe und gegenüber konkurrierenden Gruppen. Wenn sich das über 65.000 und mehr Generationen immer wieder bestätigt und wenn keine allzu schädlichen Nebenfolgen auftreten, wird die Neigung immer stärker. Damit ist bereits eine wichtige Quelle von Universalien angesprochen: Das gemeinsame genetische Erbe der Menschheit, das heißt jene Eigenschaften, die sich bis zur großen Diaspora vor ca. 70.000 Jahren entwickelt hatten. Dieses Erbe ist, wie das Beispiel zeigt, nicht umstandslos für Handlungsmaximen in heutigen Gesellschaften brauchbar. Man hat überdies auch die Bereitschaft zu Betrug, zu Mord und Vergewaltigung mit immerhin diskutablen Gründen zu diesem Erbe gezählt.⁴ Manche Anti-Universalisten behandeln es deshalb wie ein Familienübel, von

Universalien“ in: Eibl, Karl: *Animal poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie*. Paderborn: Mentis 2004, S. 353-358.

- 2 Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft*. In: Ders.: *Werke in sechs Bänden*. Hg. v. Wilhelm Weischedel. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 2005, Bd. 2, B 107/A 81. (Mit Bezug auf die Kategorien des Aristoteles).
- 3 Ashcroft, Bill; Griffiths, Gareth; Tiffin, Helen: *Post-Colonial Studies*. London: Routledge 2007 (zuerst Cambridge: Cambridge UP 1989). Universalistisch hingegen Zunshine, Lisa (Hg.): *Introduction to Cognitive Cultural Studies*. Baltimore: Johns Hopkins University Press 2010.
- 4 Vgl. Sommer, Volker: *Lob der Lüge. Täuschung und Selbstbetrug bei Tier und Mensch*. München: Beck 1992; Buss, David M.: *Der Mörder in uns: Warum wir zum Töten programmiert sind*. Heidelberg: Spektrum 2007; Thornhill, Randy, und Craig T. Palmer: *A Natural History of Rape. Biological Bases of Sexual Coercion*. Cambridge, MA: MIT Press 2000. Das sind material- und kenntnisreiche Bücher. Aber der Grundfehler steckt

dem man besser nicht spricht. Aber solch dezenter Umgang mit Fakten ist kontraproduktiv: An den meisten Unfällen dieser Welt ist die Schwerkraft ursächlich beteiligt, aber man kann keine Unfälle verhindern, indem man die Schwerkraft ignoriert.

Erst der Blick auf genetische Dispositionen ermöglicht eine Untersuchung und eventuell auch die Beherrschung problematischer, rational oder ethisch schwer zu begründender ‚unbewusster‘ Verhaltensneigungen, und er kann auch die angesprochenen theoretischen Probleme des Universalienbegriffs aufhellen. Er führt fast automatisch auf eine begriffliche Zweiteilung, die in der Biologie schon seit mehr als hundert Jahren gebräuchlich ist, nämlich zur Unterscheidung von Genotyp und Phänotyp. In manchen stark weltanschaulich angeleiteten Diskursen wird die Einheit dieser Unterscheidung gern vernachlässigt, mit der unangenehmen Folge, dass nur eine Wahl zwischen radikalem genetischem Determinismus oder der Illusion einer radikalen kulturellen Emanzipation zu bleiben scheint. Tatsächlich besitzt der Genotyp jeder Art ein – unterschiedliches – Maß an phänotypischer Variabilität und Plastizität. Dieses Zwei-Ebenen-Modell von phylogenetischer Grundausstattung der Spezies und ontogenetischer Modifikation des individuellen Verhaltens lässt sich auf jedes Lebewesen anwenden, das Umwelteinflüsse als Erfahrung verarbeiten kann, und in besonderem Maße ist es beim Menschen zu berücksichtigen, der Erfahrungen überindividuell als ‚Kultur‘ zu speichern vermag.⁵

Lässt sich das Zwei-Ebenen-Modell auch auf Literatur anwenden? Vorweg wird man zu beachten haben, dass Dichtung auf jeden Fall eine *komposite Universalie* ist, das heißt sie ist nicht eine biologische Adaptation an ein bestimmtes einzelnes Referenzproblem, sondern eine Bündelung von alten, zum Teil vorkulturellen adaptiven Dispositionen zu manifesten Aktivitäten, die unter Kulturbedingungen durchaus verschiedene Funktionen erfüllen können, vielleicht sogar nur Lustgewinn verschaffen und die wir aus Traditionsgründen unter dem Namen ‚Literatur‘ zusammenfassen.⁶ Es gilt hier, was Stanislas Dehaene nicht nur für sein engeres Thema, die Schriftlichkeit, sondern für Kultur generell als „Modell des „neuronalen Recycling“ formuliert hat: Das Gehirn passt sich den (selbstgeschaffenen) Problemen der Kultur nicht durch Herstellung jungfräulicher neuer Schaltkreise an, sondern die evolvierten Schaltkreise des Gehirns sind plastisch genug, um in einem „neuronalen Recycling“ neuen Aufgaben angepasst

schon in den marktschreierischen Titeln: Wenn man auf Tiere moralische und juristische Begriffe wie ‚Lüge‘, ‚Mord‘ oder ‚Vergewaltigung‘ anwendet, wird umgekehrt das entsprechende menschliche Verhalten in den Rang des ‚Natürlichen‘ gerückt.

- 5 Ich habe das mit der Unterscheidung von universellen genetischen Dispositionen und kulturell manifesten Fast-Universalien zu fassen versucht. Vgl. Eibl, Karl: *Universelle Dispositionen und manifeste Fast-Universalien*. In: *Erwägen Wissen Ethik* 20:3 (2009) (Heft: *Universalien im Kontext kultureller Vielfalt*), S. 364-367.
- 6 Streng genommen dürften unter diesen Namen nur die verschriftlichten Texte gefasst werden. Ich formuliere hier bewusst etwas nachlässig, denn ich vermute, dass grundsätzlich auch die Schriftlichkeit auf evolvierten Dispositionen aufruht und kein reines Kulturprodukt ist.

zu werden.⁷ Besonders spannend wird diese Konstellation dadurch, dass die alte Aus-rüstung nicht universell dehnbar ist, sondern ihrerseits Grenzen mitbringt und dadurch Vorentscheidungen über die möglichen Richtungen der Anpassung trifft.

2. Metapher als Beispiel

In den bereits erwähnten Universalienlisten spielt Literatur nur eine geringe Rolle. Brown nennt immerhin „figurative speech [...] metaphor; metonym [...] narrative [...], poetic line, uniform length range; poetic lines characterized by repetition and variation; poetic lines demarcated by pauses“⁸. Wie das Verhältnis von manifesten Fast-Universalien der Literatur und universellen Dispositionen aussehen könnte, lässt sich in aller Kürze aus einer Untersuchung von Ernst Pöppel und Frederick Turner ersehen. Sie haben herausgefunden, dass alle von ihnen untersuchten regionalen Literaturen ihre Texte in Versen bündeln, die etwa drei Sekunden lang sind. (Bei Langversen ist die Zäsur zu berücksichtigen.) Das ist natürlich ein Oberflächen-Befund auf der Ebene der manifesten Fast-Universalien, auch wenn er als All-Befund daherkommt. Der Hirnforscher Pöppel steigt aber dann quasi eine Etage tiefer zu den universalen Dispositionen und führt den Oberflächen-Befund auf die auch sonst von ihm gefundene allgemeinere Erkenntnis zurück, dass das menschliche Gehirn die Wirklichkeit durch eine Art Drei-Sekunden-Fenster wahrnimmt.⁹ Erklärt wird auf diese Weise die ‚überall‘ auffindbare

7 Dehaene, Stanislas: Lesen. Die größte Erfindung der Menschheit und was dabei in unseren Köpfen passiert. München: btb 2012, zum Beispiel S. 16. – Wer sich daran stört, dass durch diese Analogie das evolutionäre Erbe dadurch als Abfall eingestuft wird, möge bedenken, dass wiederverwendbarer ‚Abfall‘ inzwischen im Deutschen zum ‚Wertstoff‘ erklärt wurde...

8 Nach: Pinker, Steven: The Blank Slate. The Modern Denial of Human Nature. New York: Viking 2002, S. 435-439; ausführlichere Behandlung des Universalienproblems bei Hogan, Patrick Colm: Of Literary Universals: Ninety-five Theses. In: Philosophy and Literature 32:1 (2008), S. 154-160; Hogans Conclusion: „95. In sum: verbal art is universal; many features of verbal art are universal; and most non-universal features of verbal art result from universal principles“ (S. 158). Die von Hogan dargelegten Universalien sind im Wesentlichen nicht literaturspezifisch, sondern es handelt sich um kognitive und soziale Universalien, die man *auch* in Literatur wiederfinden kann. Hogan wendet sich mit Recht gegen eine Konfusion von Universalität und Angeborenheit, löst aber nicht das Folgeproblem, in welchem Verhältnis dann Angeborenes und Universelles stehen. Ich löse das Problem durch die Unterscheidung von Disposition und Manifestation. Das ist jedoch nur möglich, wenn man zur Ermittlung der Dispositionen die Evolutionstheorie heranzieht. Wie viele andere kognitionswissenschaftlich orientierte Forscher verzichtet auch Hogan noch auf deren Hilfe.

9 Turner, Frederick; Pöppel, Ernst: Metered poetry, the brain, and time. In: Rentschler, Ingo; Herzberger, Barbara/Epstein, David (Eds.): Beauty and the Brain. Biological Aspects of Aesthetics. Basel: Birkhäuser 1988, S. 71-90. Ferner: Ernst Pöppel: Grenzen des Bewußtseins. Wie kommen wir zur Zeit, und wie entsteht Wirklichkeit? Frankfurt/M.; Leipzig: Insel 1997, S. 85-92.

Länge der Einheiten, nicht aber ihr Wiederholungscharakter. Achtet man auf diesen, so wird man unschwer auf weitere literarische Techniken wie Metrum, Endreim, Stabreim, Assonanz, Refrain stoßen, ebenso auf Inhaltsorganisationen wie Anapher, Katapher, Pronominalisierung. Die universelle Disposition für alle diese Erscheinungen dürfen wir in der *Aufmerksamkeit auf Wiederholungen von Ähnlichem* suchen, auf Wiederholungen von Phonemen, Betonungen, Inhaltsinformationen. Die universelle Funktion dieser Aufmerksamkeit und ihre ‚ultimate‘, evolutionäre Verursachung will ich am Beispiel der Metapher verdeutlichen.

Die ältere Metaphertheorie, die vor allem an die Rhetorik und damit auch an die Poetik gebunden war, gilt als Vergleichs- oder Substitutionstheorie: Man sagt A, meint aber B; A und B sind durch eine Ähnlichkeitsrelation verknüpft. So heißt es in der Poetik des Aristoteles: „Eine Metapher ist die Übertragung eines Wortes (das somit in uneigentlicher Bedeutung verwendet wird), und zwar entweder von der Gattung auf die Art, oder von der Art auf die Gattung, oder von einer Art auf eine andere oder nach den Regeln der Analogie.“¹⁰ Metaphern gehörten zu den Mitteln des ‚Allegorein‘, des ‚Etwas-anderes-Sagens‘, sie waren Teil des Redeschmucks, die uneigentlichen Bedeutungen der Metapher konnten grundsätzlich auch in eigentlicher Rede (im *verbum proprium*) ausgedrückt werden. Das war recht kompakt und gilt in den Grundzügen auch heute noch in den meisten Anwendungsbereichen. Die Frage, warum solche etwas umständlichen Ornamentierungen die Überzeugungskraft erhöhen können, wurde zum Beispiel von Aristoteles damit beantwortet, dass uns etwas ‚vor Augen geführt‘ wird und dass wir beim Entschlüsseln ein intellektuelles Vergnügen empfinden,¹¹ und Quintilian meinte ähnlich, dass die Metapher dazu erfunden sei, „auf das Gefühl zu wirken und die Dinge deutlich zu bezeichnen und vor Augen zu stellen“¹². Auch das wird man nicht generell abweisen wollen.

In der neueren Metaphertheorie¹³ dominiert die Vorstellung von der Metapher als lexikalischem Lückenfüller,¹⁴ bis hin zur ‚absoluten‘ Metapher, die innerhalb dieses Rahmens einen Sonderfall darstellt. Semantische Lücken können durch Entdeckung neuer, bisher unbekannter Sachverhalte oder durch Sprachlosigkeit gegenüber exorbitanten Erfahrungen, aus Dezenzgründen und/oder zu Täuschungszwecken entstehen.

10 Aristoteles: Poetik. Griechisch/Deutsch. Übers. Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Reclam 1982, S. 67, 21 (1457b).

11 Aristoteles: Rhetorik. Übers. Franz G. Sieveke. München: Fink 1980, S. 193ff. (II,11).

12 Quintilianus, Marcus Fabius: Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher. Lateinisch und Deutsch. Hg. und übers. von Helmut Rahn. 2 Bde. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft⁵ 2011, Bd. 2, S. 225 (VIII, 6, 10f.).

13 Zur „geradezu explosionsartigen Vermehrung von theoretischen Beiträgen seit den 1980er Jahren“ vgl. den Überblick von Kohl, Katrin: Metapher. Stuttgart; Weimar: Metzler 2007, S. 114-128; 115. Ausführlichere Diskussion vor allem neuerer Positionen bei Müller, Ralph: Die Metapher. Kognition, Korpusstilistik und Kreativität. Paderborn: Mentis 2012.

14 In der Antike wird diese Funktion unter den Bezeichnungen ‚Katachrese‘ oder ‚Abusio‘ bedacht, die also noch wertneutral oder gar positiv konnotiert sind.

Auch hier stehen im Hintergrund die ‚Klassiker‘ Aristoteles, Cicero und Quintilian. Die Metapher „mehrt die Ausdrucksfülle durch Austausch und Entlehnung, wo ein Ausdruck fehlt, und sie leistet der Sprache den allerschwierigsten Dienst, dass nämlich keinem Ding seine Benennung zu mangeln scheine.“ Solche Bedeutungsübertragung muss aber den Ausdruck bezeichnender oder schöner machen. „Wo die Metapher nichts davon leistet, erweist sie sich als unangebracht.“¹⁵

Eine speziell kognitivistische Variante der Lückenfüller-Theorie ist die Theorie der konzeptuellen Metapher von Lakoff und Johnson, die derzeit besonders favorisiert wird und bei der ich deshalb hier anknüpfe: Metaphern bezwecken demnach eine Strukturierung des Denkens, indem sie Strukturen vertrauter Bereiche auf (noch) unvertraute Bereiche übertragen. So weit ist das ja plausibel und nicht besonders neu. Abgesehen von Aristoteles, der immer aktuell bleibt: Ausführlich hat zum Beispiel Ernst Topitsch die Bedeutung biomorpher, soziomorpher und technomorpher Metaphern für die Metaphysik analysiert, ohne dass das freilich von der Metaphernforschung zur Kenntnis genommen worden wäre.¹⁶ Betont wird als neue Errungenschaft von Lakoff und Johnson das ‚embodiment‘. Es ist nicht ganz einfach, dem Begriff ein präzises Verständnis abzugewinnen.¹⁷ Nach Auskunft der mir zugänglichen Wörterbücher ist das ‚Verkörperung‘. Das entspräche der traditionellen Vorstellung von Körpermetaphern, und diese machen auch einen großen Teil der Beispiele aus: Etwas Geistiges (Mentales) wird als Körperliches vorgestellt (bleibt aber im eigentlichen Sinn etwas ‚Geistiges‘). Aber gemeint ist offenbar etwas anderes, eine monistische oder Identitätskonzeption.¹⁸ Um diese Auffassung in der praktischen Analyse anwenden zu können, muss man natürlich auch erklären, wie die materielle Seite von Phänomenen aussieht, die wir als geistige wahrnehmen. Ich will nicht in Abrede stellen, dass

15 Quintilianus 2011, Bd. 2, S. 219 (VIII 6, 5f.).

16 Topitsch, Ernst: Erkenntnis und Illusion. Grundstrukturen unserer Weltauffassung. 2. überarb. u. erw. Aufl. Tübingen: Hirzel 1988; Ders.: Vom Ursprung und Ende der Metaphysik. Eine Studie zur Weltanschauungskritik. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1972; insgesamt ist Lakoff/Johnsons präpotentes Auftreten wohl nur aus der US-amerikanischen Wissenschaftsatmosphäre zu verstehen.

17 Grundlegend: Lakoff, George; Johnson, Mark: Philosophy in the Flesh: The Embodied Mind and Its Challenge to Western Thought. New York: Basic Books 1999; davor schon Lakoff, George; Johnson, Mark: Metaphors We Live By. Chicago: University of Chicago Press 1980. [Dt. Dies.: Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. Übers. v. Astrid Hildenbrand. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag ³2003]. Ausgehend von Lakoff/Johnson ein Versuch, Universalität und Variation von Metaphern in einer Art Schichtenmodell zu konzipieren: Kövecses, Zoltán: Metaphor in Culture. Universality and Variation. Cambridge: Cambridge UP 2007.

18 Im Sinne der Kategorisierung von Pauen, Michael: Grundprobleme einer Philosophie der Geistes. Eine Einführung. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuchverlag ³2002; vgl. die Auseinanderfaltung des Embodiment-Begriffs durch Wilson, Margaret: „Six Views of Embodied Cognition“. In: Psychonomic Bulletin & Review 9:4 (2002), S. 625-636. <http://www.indiana.edu/~cogdev/labwork/WilsonSixViewsofEmbodiedCog.pdf> (gesehen 17.01.2013).

es der Neurophysiologie eines fernen Tages gelingen könnte, einzelne Gedanken und deren Zusammenhang rückstandslos als körperliche Vorgänge zu beschreiben. Aber vermutlich meinen Lakoff und Johnson gar nicht den Körper in einem strikt biologischen Sinn. ‚Körper/Body‘ bleibt ein unerläuterter Letztbegriff, der nur assoziativ mit realen Körpern verbunden wird.

Die Evolutionstheorie bietet meines Erachtens eine Zugangsweise, die eine naturalistische Erklärung geistiger Phänomene auch ohne Wissen über Detailmechanismen ermöglicht.¹⁹ Auch Lakoff und Johnson sind selbstverständlich Anhänger der Evolutionstheorie. Aber sie wenden sie nicht an.²⁰ Vielleicht lässt sich die Besonderheit historisch-evolutionärer (‚ultimater‘) Erklärung im Gegensatz zur ahistorisch-physiologischen (‚proximater‘) Erklärung mit folgendem Beispiel veranschaulichen: Man kann die Frage, warum die Grasschlange (*Pilothamnus hophlogaster*) grün ist, mit Ausführungen über die (proximate) Art, Entstehung und Verteilung der Pigmente in der Schlangenhaut beantworten, in manchen Fällen genügt aber der Hinweis, dass sie (ultimat) an die Farbe ihrer Umwelt angepasst ist. So ähnlich kann man auch das Verhältnis von Neurophysiologie und Evolutionstheorie modellieren. Wenn wir das Verhalten eines Rehs beim Anblick eines Hundes erklären wollen, brauchen wir dazu höchstens in ganz seltenen Ausnahmefällen sämtliche physiologischen Vorgänge vom Anblick eines potentiellen Raubfeindes bis zur Fluchtreaktion aufzuzählen. Meistens genügt das Wissen, dass Rehe mit dieser Art des Verhaltens höhere Überlebens- und damit auch Fortpflanzungschancen hatten.

Allerdings ist das eine evolutionäre Erklärung der einfachsten Art, und auch hier ist einiges an Differenzierung nötig. Schon bei der evolutionsbiologischen Erklärung von Ethnozentrismus wird man erwägen müssen, dass es – glücklicherweise – entgegenwirkende Tendenzen gibt, die gleichfalls evolutionäre Wurzeln haben, so zum Beispiel die Tendenz zur Exogamie, die der Inzestvermeidung dient, oder ganz pauschal auch das Neugierverhalten, die Erregungsappetenz, die dem Sicherheitsbedürfnis entgegenwirkt.²¹ Im Falle des Rehs stellt sich die Anschlussfrage, wie das Reh überhaupt einen Hund als gefährlich wahrnehmen kann, da es doch in der Umwelt, in der die Adaptationen der Rehe entstanden, noch gar keine Hunde gab. Aber es gab allerlei an-

19 Gelegentlich wird behauptet, die Evolutionstheorie sei ‚eben auch nur eine Theorie‘, womit sie auf eine Stufe mit allerlei beliebigen tautologischen und definitorischen Allgemeinheiten gestellt werden soll. Tatsächlich handelt es sich um eine prüfbare Theorie mit empirischer Dimension, die deshalb auch für Erklärungen herangezogen werden kann.

20 Sie beziehen aus ihr nur die pauschale Erkenntnis, dass auch die Vernunft des Menschen ‚natürlichen‘ Ursprungs sei. Ansonsten weisen sie unter der Kapitelüberschrift ‚What Evolution Isn’t‘ (S. 557) eine Primitivversion der Evolutionstheorie ab, ohne ihre eigene darzulegen oder gar aus ihr explizite Konsequenzen für die Konstitution von Metaphern zu ziehen.

21 Speziell dazu Bischof, Norbert: Das Rätsel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonflikts von Intimität und Autonomie. München: Piper 1985.

dere Beutegreifer, vom Wolf bis zum Säbelzahniger. Evolutionär verankert ist allem Anschein nach nicht ein präzises Schema ‚Hund‘, sondern ein allgemeineres, weniger genaues Schema ‚schneller Beutegreifer‘, das dann durch Umwelteinflüsse präzisiert werden kann.²² Wer bei Youtube „Hund“ und „Reh“ eingibt, kann überdies erfahren, dass Hund und (junges) Reh auch miteinander spielen können. Hier sind also individuelle Erfahrungen am Werk, die ‚ungenauere‘ Schemata präzisieren oder ganze Instinktmechanismen unter bestimmten Bedingungen sogar außer Kraft setzen oder, im Sinne des ‚neuronalen Recycling‘, neu bestimmen können.

Diese Beobachtung lässt sich auch auf den weit komplizierteren mentalen Mechanismus des Menschen übertragen. Ohne angeborene, evolutiv entstandene Schemata („Kategorien“, „Gestalten“, „Muster“ usw.) wäre uns die Welt nicht zugänglich. Aber diese Schemata bedürfen der Modifikation durch Erfahrung. Soweit solche Erfahrungen zum symbolisch fixierten Allgemeingut einer Population geworden sind und somit durch Tradition erworben werden können, nennen wir sie Kultur.

3. Universelle Metaphern-Materialien: Beispiel Raummetapher

Es ist fast ein Gemeinplatz, dass in allen Literaturen der Welt die Liebe eine große Rolle spielt, ebenso der Tod, der Ressourcengewinn, das Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft, die Religion und einige andere Themen von ähnlicher Größenordnung.²³ Mit Recht aber weisen nicht nur ausgepichte Kulturalisten darauf hin, dass Liebe in verschiedenen Kulturen und Literaturen trotz vieler Ähnlichkeiten recht große Unterschiede zeigt oder dass die Religion der Ilias sich recht deutlich von der christlichen Epik des Mittelalters unterscheidet. Wieder begegnen wir dem Dual von universellen Dispositionen und manifesten Fast-Universalien.

Gemäß der hier gewählten Beispielperspektive will ich einen entsprechenden Blick auf die Universalität der Metaphernmaterialien werfen. Als Beispiel im Beispiel mag die Bedeutung der Raumvorstellung dienen, die von Lakoff und Johnson besonders hervorgehoben wird und in den letzten Jahren auch sonst so stark beachtet wurde, dass man sogar von einem *spatial turn* sprach.²⁴ Aus der Überlebensdienlichkeit einer

22 Als genetische ‚preparedness‘ untersucht von Öhman, Arne; Mineka, Susan: Fears, Phobias, and Preparedness. Toward an Evolved Module of Fear and Fear Learning. In: Psychological Review 108 (2001), S. 483-522.

23 Die klassische Übersicht bei Unger, Rudolf: Literaturgeschichte als Problemgeschichte. In: Ders.: Gesammelte Studien. Erster Band. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1966, S. 137-170, noch ohne evolutionstheoretische Stützung. Zum Problembegriff aus heutiger Perspektive vgl. Eibl, Karl: „Alles Leben ist Problemlösen“ – nach 40 Jahren. In: Scientia Poetica. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften 14 (2010), S. 239-252.

24 Bachmann-Medick, Doris: Spatial Turn. In: Dies.: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek: Rowohlt 2009, S. 284-328; Dünne, Jörg; Günzel, Stephan (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften

zweckmäßigen (nicht unbedingt ‚wahren‘) Raumvorstellung können wir mittels der Evolutionstheorie schließen, dass die wichtigsten Instrumente der räumlichen Strukturierung unserer Umwelt zu den angeborenen Dispositionen unserer Orientierung gehören und von daher auch ihre Plausibilität als Metaphern-Materialien beziehen. „Der Affe, der keine realistische Wahrnehmung von dem Ast hatte, nach dem er sprang, war bald ein toter Affe – und gehört daher nicht zu unseren Urahnen“, so lautet ein Wanderzitat von George Gaylord Simpson.²⁵ Die neue Qualität des menschlichen Umgangs mit dem alten biologischen Erbe entsteht durch die Sprache. Sie ermöglichte eine metaphorische Verwendung und damit auch ein Recycling uralter, biologisch eingewurzelter Erfahrungen.²⁶

Doch gemäß unserer Eingangs-Unterscheidung von universellen Dispositionen und manifesten Fast-Universalien ist auch hier noch ein wichtiger Zusatz zu machen, abermals am Beispiel der Raumvorstellungen. Die Neigung, Vorstellungen auch dann räumlich zu ordnen, wenn es sich nicht um Vorstellungen von Gegenständen im Raum handelt, dürfte zwar universell sein. Genauere Untersuchungen haben aber gezeigt, dass die Ordnungen des Raumes selbst bereits kulturelle, vielleicht sprachbedingte Unterschiede aufweisen. Während in den europäischen Sprachen die Raumbezeichnungen ‚subjektiv‘ sind, das heißt mit ‚links‘ und ‚rechts‘, ‚vor mir‘ und ‚hinter mir‘ den Raum vom sprechenden Subjekt aus ordnen, gibt es andere Sprachen, die ‚objektive‘ oder ‚absolute‘ Orientierungen benutzen, die etwa unseren Himmelsrichtungen entsprechen oder ‚auf der Bergseite‘ oder ‚auf der Meerseite‘ bedeuten. Das gilt zum Beispiel für Sprachen australischer Eingeborener und wird für die erstaunlichen räumlichen Orientierungsleistungen dieser Menschen verantwortlich gemacht.²⁷ Auch beim

ten, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006; einen Überblick gibt Werner Köster: Art. Raum. In: Konersmann, Ralf (Hg.): Wörterbuch der philosophischen Metaphern. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 2007, S. 274-292; leider behandelt er fast nur die politische Metaphorik. Philosophische, geschweige denn Alltagssprachliche Raum-Metaphorik (dort ‚Meta-Metapher‘ genannt) bleiben weitgehend ausgeschlossen, weil sie „systematisch kaum erfassbar“ seien (S. 275).

25 Hier zitiert nach Vollmer, Gerhard: Wieso können wir die Welt erkennen? Neue Beiträge zur Wissenschaftstheorie. Stuttgart; Leipzig: Hirzel 2003, S. 226. Im Original: Simpson, George Gaylord: Biology and the nature of science. In: Science 139 (1963), S. 81-88; 84.

26 Auf die Bedeutung der Evolution für unsere Raumvorstellung und ihre dominierende Rolle hat schon Lorenz aufmerksam gemacht, ohne dass das in der Metaphorologie jedoch einen Niederschlag gefunden hätte. „Die zentrale Repräsentanz des Raumes und die Greifhand“ lautet das einschlägige Kapitel, in dem er die Abhängigkeit der Raumvorstellungen verschiedener Lebewesen von ihrer Umwelt behandelt, das Denken als „im Gehirn sich abspielendes Handeln im vorgestellten Raum“ begreift und dies auch als Grundlage „in unseren höchsten Denkopoperationen“ darlegt. Lorenz, Konrad: Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte menschlichen Erkennens. München: Piper 1983. S. 156-168; 166f.

27 Vgl. Levinson, Stephen C.: Space in Language and Cognition – Explorations in Cognitive Diversity. Cambridge: Cambridge UP 2005. Kürzer bei Senft, Gunter: Sprache,

Raum also können wir feststellen, dass seine phänotypische Verarbeitung aus einer angeborenen und einer kulturellen Komponente besteht. Eine raummetaphorische Schlagzeile wie „Ein Land hebt ab“ (Süddeutsche Zeitung vom 22.12.2012 über China) ist nur unter den Voraussetzungen des Flugverkehrs möglich (führt aber trotzdem, wie bei Ikarus, noch die Konnotation der Vermessenheit mit sich). Doch zweifelsfrei kann man festhalten, dass alle Menschen (und ihre Vorfahren) sich erfolgreich im Raum bewegen mussten. Wer in einen Abgrund stürzte, kam zu Tode, ob er nun Australier war oder Europäer, und mit den Folgen dieser Selektion leben alle Menschen.

Solche Überlebensdienlichkeit wirkte auch bei zahlreichen anderen Vorstellungen als biologischer Selektionsfaktor. Eine Spezialisierung der Raumvorstellung ist zum Beispiel die Vorstellung vom Gleichgewicht. Auch sie wird angewandt auf eine Vielzahl von Zusammenhängen, die mit Gewicht im wörtlichen Sinne nichts zu tun haben, ob es sich um das europäische Gleichgewicht, das Gleichgewicht eines Biotops, das seelische Gleichgewicht, das Gleichgewicht der Töne oder der Farben handelt.²⁸ Gleichgewicht kann als Musterbeispiel dafür dienen, wie sehr eine Vorstellung biologisch wertkonnotiert ist und diese Wertkonnotation auch in den metaphorischen Gebrauch mitnimmt. Selbst das Gleichgewicht des Schreckens in der Zeit des kalten Krieges hatte eine positive Konnotation, weil es als eine Art Friedensgarant galt. Das entspricht der literalen Bedeutung von Gleichgewicht. Jeder aufrechtstehende oder -gehende Organismus (und besonders der zweibeinige) ist fortwährend damit beschäftigt, sein Gleichgewicht zu bewahren. Wenn er das Gleichgewicht verliert, kann das, je nach Umständen, ein äußerst gefährlicher Zustand sein. Auch die Dinge um uns herum – Felsen, Bäume, Dachbalken usw. – müssen beobachtet werden, damit wir sie im Gleichgewicht halten oder uns rechtzeitig in Sicherheit bringen können. Sensibilität für Gleichgewichte gewährte – statistisch und auf die letzten paar Millionen Jahre berechnet – bessere Überlebens- und Reproduktionschancen. Ähnliches gilt für die Wertkonnotationen von hell/dunkel, rein/unrein, steigen/fallen usw., die sich nicht nur auf ontogenetische, sondern auch auf phylogenetische, durch Selektion verankerte ‚Erfahrungen‘ beziehen lassen. Mit dem Hinweis auf die elementare Produktivität von Wet-

Kognition und Konzepte des Raumes. Zum Problem der Interdependenz sprachlicher und mentaler Strukturen. In: Jäger, Ludwig; Linz, Erika (Hg.): *Mentalität und Medialität*. München: Fink 2004, S. 163-176; Levinson, Stephen C.; Wilkins, David P. (Eds.): *Grammars of Space: Explorations in Cognitive Diversity*. Cambridge: Cambridge Univ. Press 2006.

- 28 Als Polemik gegen missbräuchliche Gleichgewichts-Metaphorik kann man lesen Reichhoff, Josef H.: *Stabile Ungleichgewichte. Die Ökologie der Zukunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008; das Wort ‚Gleichgewicht‘ wird erst um 1700 gebräuchlich, doch ist hier noch eine Vielzahl weiterer Lexeme einschlägig, so etwa das ältere bildungssprachliche ‚Balance‘ oder ‚Äquilibrium‘, die Waage der Justitia, die ganze Bauwerksmetaphorik vom soliden Fundament bis zur schwankenden Spitze, die immense Fruchtbarkeit des Wortfeldes ‚stehen‘ von der griechisch-lateinischen ‚Substanz‘ („Hypokeimemon“) bis hin zu Plessners „exzentrischer Positionalität“. Vgl. Gamm, Gerhard: *Art Stehen*. In: Konersmann 2007, S. 420-432.

ter (Gefühlsstürme, sonniges Gemüt), Ernährung (Wissensdurst, Erkenntnisekel), Reproduktion (Befruchtung, Geburt, Wachstum von Allerlei) und Sorge um körperliche Unversehrtheit (Liebes- und sonstige Schmerzen) mag es hier sein Bewenden haben.

4. Metaphertrieb und Induktion

Es bleibt aber nun die Frage, weshalb wir überhaupt Metaphern bilden und ob diese Neigung zur Metapherbildung eine universelle Tendenz ist. Der früheste noch heute regelmäßig zitierte Sprachkritiker, der der Metapher besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, war Friedrich Nietzsche.²⁹ In seiner Schrift *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne* hat er die zentrale Bedeutung der Metapher für die Begriffsbildung und die Verantwortung der Metapher für die ‚Lüge im außermoralischen Sinn‘, für das Irreführungspotenzial der Sprache, dargelegt.³⁰ Für unsere weiteren Überlegungen wichtig ist vor allem die anthropologische Verankerung, die Nietzsche der Metaphorik gibt. Er spricht von einem ‚Trieb zur Metapherbildung‘, einem ‚Fundamentaltrieb des Menschen, den man keinen Augenblick wegrechnen kann, weil man damit den Menschen selbst wegrechnen würde.‘ (S. 887). Das Wort ‚Trieb‘ sollte immer hellhörig machen, wenn man nach Universalien fragt. Seit dem 18. Jahrhundert taucht es im Sinne eines Verhaltensantriebs (und als deutsches Wort für ‚Instinkt‘) immer wieder auf, um Elemente der Grundausstattung der Lebewesen und besonders der Menschen zu bezeichnen: Bildungstrieb, Formtrieb, Stofftrieb, Spieltrieb, Vorstellungstrieb, Erkenntnistrieb, Kausaltrieb, Wahrheitstrieb, Kunsttrieb, Zeugungstrieb, schließlich sogar Todestrieb, um nur einige Komposita zu nennen. In unserem Zusammenhang ist zweierlei von Bedeutung: ‚Trieb‘ bezeichnet häufig Verhaltensmotive, die wir heute auch als Universalien im Sinne universeller Dispositionen bezeichnen würden; dabei entfällt allerdings das Zwanghafte, das beim ‚modernen‘ Triebbegriff meistens mitschwingt („Triebtäter“). Und ‚Trieb‘ fungierte häufig als Letztbegriff, das heißt wenn ein Trieb erst einmal identifiziert war, brauchte man nicht mehr zu fragen, woher er kommt. Tatsächlich aber ist ‚Trieb‘ oft nur ein Wort, das auf tautologischem Wege aus der erklärungsbedürftigen Sache gewonnen wird und dann als deren etwas gespenstische ‚Ursache‘ fungiert. Dass Menschen (und Tiere) spielen, ist zum Beispiel ein erklärungsbedürftiger Sachverhalt. Aber wenn wir zur Erklärung einen Spieltrieb erfinden, ohne diesen aus anderen Faktoren erklären zu können, dann ist das eine

- 29 Einen Überblick gibt Thalken, Michael: *Ein bewegliches Heer von Metaphern ...: Sprachkritisches Sprechen bei Friedrich Nietzsche, Gustav Gerber, Fritz Mauthner und Karl Kraus*. Frankfurt/M.: Lang 1999.
- 30 Nietzsche, Friedrich: *Kritische Studienausgabe in 13 Bänden*. Hg. von Colli, Giorgio; Montinari,azzino. Bd. 1. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1999, S. 873-890.

Scheinerklärung, bei der, frei nach Molière, das Schlafen mehr oder weniger pompös mit der ‚vis dormitiva‘ erklärt wird.³¹

Wenn wir Nietzsches Formulierung als Wink für weitere Überlegungen aufnehmen, dann ist an die Frage nach universellen Metaphern-*Materialien* als weitere Frage die nach der grundlegenden *Methode* der Metaphernbildung anzuschließen. Die universelle Disposition für die Methode der Metaphernbildung ist meines Erachtens ein Verfahren, das in der philosophischen Tradition unter dem Titel der ‚Induktion‘ geführt wird. Es handelt sich dabei um Schlussfolgerungen aus Einzelbeobachtungen auf eine allgemeine Regel.³² Unter dem Gesichtspunkt strenger Logik ist Induktion bekanntlich ein recht ‚schlampiges‘, eigentlich unmögliches Verfahren, aber sie ist unentbehrlich. Jede Verallgemeinerung enthält eine Gehaltserweiterung, die nicht durch Beobachtung gedeckt ist, aber ohne Verallgemeinerungen könnten wir uns nicht in der Welt zurechtfinden. Induktion, so hat der Philosoph C. D. Broad formuliert, sei „der Siegeszug der Naturwissenschaften und die Schmach der Philosophie.“³³ Die einzige brauchbare Lösung des Induktionsproblems (bei der freilich die traditionelle Philosophie überflüssig wird) ist meines Erachtens die evolutionstheoretische. Induktion kann so wenig wie Geschlechtsverkehr oder Stoffwechsel durch Logik oder Ontologie *gerechtfertigt* werden. Ihr Dasein kann nur evolutionär durch ihre Zweckmäßigkeit *erklärt* werden. Sie ist die einzige Möglichkeit, Wissen zu sammeln und zu speichern, das über den Einzelfall hinausreicht und auf viele Einzelfälle angewandt werden kann.

Das gilt nicht nur für Menschen. Auch die Tiere, die lernfähig sind, sammeln ihre Erfahrungen nach dem Induktionsprinzip. Pawlows Hund ist von den Behavioristen immer als Beispiel für Konditionierung verwendet worden. Aber man kann ihn ebenso gut als kognitivistisches Beispiel für elementare Induktion beanspruchen. Wenn er immer wieder einen Zusammenhang zwischen dem Bimmeln einer Glocke und der Verabreichung von Futter erfährt, dann erwartet er immer Futter, wenn die Glocke bimmelt. Auf Induktion als Methode von Tieren hat zum Beispiel Bertrand Russell 1912 hingewiesen (Pawlows klassisches Experiment fand 1905 statt) und an ihnen auch die Problematik solcher Schlussverfahren verdeutlicht:

Ein Pferd, das seinen Wagen oft eine bestimmte Straße entlang gezogen hat, weigert sich, wenn es auf einmal eine andere Richtung einschlagen soll. Haustiere erwarten ihr Futter, wenn sie die Person sehen, die sie regelmäßig füttert. Wir alle wissen, dass diese ziemlich groben Erwartungen einer Gleichförmigkeit leicht in die Irre führen. Der Mann, der das Huhn tagtäglich gefüttert hat, dreht ihm zu guter Letzt das Genick um

31 Der Klarheit wegen: Nicht besser ist es, wenn wir statt von ‚Trieb‘ von ‚Disposition‘ sprechen, ohne diese Disposition anders als durch ihre Manifestation erklären zu können. Deshalb brauchen wir die Evolutionstheorie.

32 Ausführlicher: Eibl, Karl: The Induction Instinct: The Evolution and Poetic Application of a Cognitive Tool. In: *Studies in the Literary Imagination* 42:2 (2009), S. 43-60.

33 Zit. nach Stegmüller, Wolfgang: Das Problem der Induktion: Humes Herausforderung und moderne Antworten. Braunschweig: Vieweg 1971, S. 1.

und beweist damit, dass es für das Huhn nützlicher gewesen wäre wenn es sich etwas subtilere Meinungen über die Gleichförmigkeit der Natur gebildet hätte.³⁴

Für die Evolution aber ist das Schicksal von Russells Huhn³⁵ ohne Bedeutung, denn in der Evolution gilt das Prinzip der Statistik, nicht der Einzelfall. Das Verfahren hat sich offenbar bewährt. Wenn Dinge sich wiederholen, verlassen wir uns auf die Gleichförmigkeit der Welt und rufen versuchsweise: ‚Immer!‘, bilden also ein allgemeines Gesetz. Hier liegt auch der Grund dafür, weshalb (maßvoll verwendete) Wiederholungen so hohen ästhetischen Reiz haben, auch wenn sie als Informationen ganz gleichgültig sind: Jeder Reim, jede Anadiplose, jede Anapher, jede Wiederholung eines musikalischen Motivs oder einer musikalischen Phrase versichert uns der Gleichförmigkeit und Berechenbarkeit der Welt.

Das Achten auf Wiederholungen und auf Ähnlichkeiten sind instinktive Elementarverfahren der kognitiven Verarbeitung der Welt. Metaphern sind zwar keine Induktionen, doch sie arbeiten mit demselben Mechanismus, den Induktionen verwenden. Aber erst auf der Stufe des Menschen mit den evolutionär ganz neuen Wissens-, Bearbeitungs- und Konservierungsmethoden der Menschensprache ist es sinnvoll, zwischen Verallgemeinerungen und Metaphern zu unterscheiden. Man erlaube ein etwas grobes Beispiel: Ob Isabellantilope, Gnu oder Impala, jede dieser Antilopenarten ist essbar. Der junge Löwe, der gelernt hat, eine Impala zu jagen, wird das vielleicht auch bei einer Isabellantilope versuchen. Die Ungenauigkeit seines Schemas („Begriffs“) von Impala entspricht der Ungenauigkeit des Schemas von Hund/Wolf beim oben angeführten Reh. Auch auf der Stufe der Sprache, das heißt bei der Verständigung über Nicht-Anwesendes, gibt es eine derartige produktive Ungenauigkeit. Als ‚wir‘ vor vielleicht 30.000 Jahren aus Afrika über die Alpen zogen und unser Kundschafter auf eine Gemse traf und sie vielleicht sogar aß, konnte er berichten, dass es auch in den Alpen wohl-schmeckende Antilopen oder Impalas gibt (nur vielleicht etwas kleiner und dichter behaart...). Damit wird auch deutlich, worin der Nutzen von Metaphern, das heißt von unvollständigen Induktionen (oder unvollständigen Abstraktionen) besteht. Sie sind so etwas wie das sprachliche Korrelat zum Neugierverhalten der Tiere. Sie sind maßgeblich beteiligt an der Verarbeitung von lexikalischen Lücken, die durch neue Erfahrungen entstanden sind und vorerst mit produktiver Ungenauigkeit behandelt werden. Das mögen neue Umwelterfahrungen, neue emotionale Erfahrungen oder neue ‚Erfahrungen‘ im Reiche des Intellekts sein. Wenn das Wissen dann thesauriert ist, kann diese Ungenauigkeit wieder ausgetrieben werden, durch Konventionalisierung, Lexikalisierung, ‚Töten‘ der Metapher.

Es sei denn, die Ungenauigkeit und die dadurch entstehende Missverständlichkeit hat ihrerseits irgendeinen Sinn oder Zweck. Schon Cicero, der das Stilideal der Klarheit

34 Russell, Bertrand: Probleme der Philosophie. Frankfurt/M.: Suhrkamp ³1969, S. 56; das Original: <http://www.ditext.com/russell/rus6.html> (gesehen 17.06.2013).

35 Es ging immerhin als „Russell’s chicken“ in den Weisheitsschatz der gebildeten Menschheit ein.

und Deutlichkeit pflegte, wunderte sich: „Seltsam erscheint mir [mihī admirandum videtur] dabei oft, dass alle an Übertrager, uneigentlicher Ausdrucksweise mehr Gefallen finden als an den eigentlichen, eigenen Ausdrücken.“ Wenn eine Sache keine eigene Bezeichnung habe, müsse man zwar Wörter im übertragenen Sinn verwenden (also die Lücken füllen). „Doch dort, wo eigene Ausdrücke in Fülle zu Gebote stehen, gefallen trotzdem die uneigentlichen, wenn ihre Übertragung wohlberechnet ist (si sunt ratione translata), den Leuten noch vielmehr.“³⁶ Warum?

5. Nützliche Vergeudung: Das Handicap-Prinzip

Auch die linguistische Sprachpragmatik kennt eine absichtliche Erschwerung des Verständnisses. Der Sprachphilosoph Paul Grice spricht von ‚Implikatur‘, wenn Gesagtes und Gemeintes auseinanderklaffen und das Gemeinte nur durch zusätzliches Wissen erschlossen werden kann.³⁷ Das ist offenbar bei Metaphern der Fall. Die Arbeit mit Implikaturen kann die Verständigung rationell machen, wenn sie Selbstverständliches betreffen. Metaphern können aber die Verständigung auch erschweren, ja sogar ausschließen, wenn sie nicht allen am Gespräch Beteiligten bekannt sind. Aristoteles spricht dann von einem Rätsel: „Denn das Wesen des Rätsels besteht darin, unvereinbare Wörter miteinander zu verknüpfen und hiermit gleichwohl etwas wirklich Vorhandenes zu bezeichnen.“³⁸ Immerhin, Rätsel können durch zusätzliche Informationen aufgelöst werden. Im Falle der ‚absoluten Metapher‘ ist selbst das nicht möglich.

Man kann vermuten, dass die rhetorische Wirkung der Metapher auf der kognitiven Funktion aufruhet. Wer eine originelle Metapher verwendet, will zu der Vermutung Anlass geben, dass er damit auch eine originelle Einsicht äußert. Wer eine abgebrauchte Metapher verwendet und sie als Metapher markiert, beruft sich auf den *common sense*, der doch gar nicht so dumm sei... Der erste Fall begegnet häufiger in (kultur-)wissenschaftlicher Sprache, da geht dann nicht selten die Originalität auf Kosten der Verständlichkeit. Der zweite Fall ist häufiger in der Politik zu finden. Die rhetorische Funktion ist vor allem dann erklärungsbedürftig, wenn sie ohne kognitiven Mehrwert oder nur zu dessen Unterstützung eingesetzt wird. Sie ist dann bloß ornamental, und das heißt nicht nur überflüssig, sondern wegen des damit verbundenen Aufwands vielleicht sogar schädlich.

Hier bietet sich zur Erklärung das biologische Handicap-Prinzip an.³⁹ In diesem Prinzip wird die Lösung des Rätsels gesehen, dass die ‚natürliche Zuchtwahl‘ gelegentlich

36 Cicero, Marcus Tullius: De Oratore/Über den Redner. Übersetzt und hg. von Harald Merklin. Stuttgart: Reclam 1976, S. 545 (III, 159).

37 Vgl. Grice, Paul: Logik und Konversation. In: Meggle, Georg (Hg.): Handlung, Kommunikation, Bedeutung. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, S. 243-265.

38 Aristoteles 1982, S. 73; sein Beispiel: „Ich sah einen Mann der mit Feuer Erz auf einen Mann klebte“, das heißt einen Mann, der einem anderen einen Schräpfkopf anlegte.

39 Dessen Standardwerk: Zahavi, Amotz; Zahavi, Avishag: Signale der Verständigung. Das Handicap-Prinzip. Frankfurt/M.: Insel 1998.

auch scheinbar schädliche Eigenschaften favorisiert. Zahavi und Zahavi, die ‚Erfinder‘ des Prinzips, erklären es als zweckmäßige Vergeudung.⁴⁰ Ein beliebtes Beispiel ist das Pfauenrad, ein unnützes und wegen seiner Auffälligkeit und Sperrigkeit sogar schädliches Ornament, aber auch ein Fitness-Signal, auf das die Hennen positiv reagieren; denn nur besonders starke und gesunde Pfauen können sich dieses Ornament ‚leisten‘. Es ist sozusagen ein rhetorisches Mittel: Die Henne wird von der Leistungsfähigkeit des Pfaus ‚überzeugt‘. Ähnliches gilt für die Behinderung durch übergroße Geweihe, durch die Löwenmähne (Hitzestress) oder durch auffälliges und umständliches Balzgebaren mancher Vögel.

Das Handicap-Prinzip wird häufig sehr unmittelbar zur Erklärung der geschlechtlichen Zuchtwahl verwendet. Es spielt aber auch in relativ fortpflanzungsfernen Bereichen eine Rolle als soziales Distinktionssignal. Das ist kein Widerspruch, denn der soziale Status hatte zumindest in der Zeit der Entstehung der höheren Tiere und der Menschen großen Einfluss auf den Reproduktionserfolg. Wenn heute viele Menschen den Reproduktionserfolg eher meiden oder verhindern, ändert das nichts daran, dass auch sie Nachkommen reproduktiv erfolgreicher Individuen sind und damit deren Verhaltensdispositionen geerbt haben. Aber schon bei Rudeltieren spielen Dominanz-, Unterwerfungs- und Kooperationssignale eine große Rolle, auch wenn gerade keine Kopulation ansteht. Und beim Menschen mit seinen komplizierten und immer komplizierter werdenden Sozialstrukturen ist die soziale Status-Indikation noch unentbehrlicher für ein einigermaßen krisenfreies Zusammenleben, das heißt das Vorfeld der Reproduktion hat sich teilweise verselbständigt. Thorstein Veblen und Pierre Bourdieu haben, noch ohne Kenntnis des Handicap-Prinzips und seiner biologischen Verwurzelung, die klassischen Kataloge von Status-Signalen erarbeitet, die das soziale Leben regeln.⁴¹ Fast immer ist diese Indikation an Verhaltensweisen oder Gegenstände geknüpft, die für sich genommen sinnlos und teuer sind. In der Evolutionsbiologie spricht man deshalb von ‚costly signals‘. Hier liegt auch eine Erklärungsmöglichkeit dafür, dass Sprachsysteme sich nicht nur vereinfachen, sondern dass es auch Tendenzen zur Komplizierung gibt.⁴² Sprachen dienen nicht nur der Verständigung, sondern sie dienen auch dazu, Fremde von Verständigung auszuschließen oder die Verständigung zumindest zu erschweren. Überdies enthalten Sprachen auch soziale Signale, die die Binnenstruktur der Sprachgemeinschaft organisieren, indem man sie für ‚sinnlose‘ soziale Signale nutzt. Sprachliche Korrektheit gilt als Indiz für die Zugehörigkeit zur Schicht der ‚Ge-

40 Vgl. ebd., S. 383.

41 Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982; Veblen, Thorstein: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen [1899]. Übers. v. Susanne Heintz. Frankfurt/M.: Fischer 2007; vgl. Hejl, Peter M.: Ästhetik: Distinktionsindikator oder ‚teures Signal‘? In: Eibl, Karl; Mellmann, Katja; Zymner, Rüdiger (Hg.): Im Rücken der Kulturen. Paderborn: Mentis 2007, S. 113-137.

42 Ausführliche und, soweit ich sehe, erstmalige Anwendung des Handicap-Konzepts auf Sprachgeschichte: Steinig, Wolfgang: Als die Wörter tanzen lernten. Ursprung und Gegenwart von Sprache. Heidelberg: Spektrum 2007.

bildeten‘, aber weit raffinierter kann der Verstoß gegen bestimmte Korrektheitsregeln sein. Davon profitiert der Metapherngebrauch. Seine Folie ist die einfache, zweckbestimmte Information. Vor dieser Folie wirkt die Metapher als Indiz für Fülle und Überfluss und als Aufforderung, unbekannte Implikaturen zu vermuten. Sie imponiert auch ohne kognitiven Mehrwert: Man kann sie sich leisten, wie der Pfau seinen Schwanz. Einer der Ursprünge der rhetorischen Metapher liegt also sicher in der Vergeudung, die imponieren und auf diese Weise von Fall zu Fall überzeugen soll.

Es gibt aber einen Verhaltensbereich, der von Grund auf durch Vergeudung charakterisiert ist und in dem wir uns nun, endlich, einem biologischen Fundament aller Künste nähern. Es ist das Spiel.

6. Sprach-Spiel, Welt-Spiel, Dichtung

„O hoher Baum im Ohr!“⁴³, das ist ein Musterbeispiel der ‚absoluten Metapher‘. Dieser Metapherentypus (beziehungsweise seine Beschreibung) zeichnet sich dadurch aus, dass sich die ‚Übertragungen‘ (*translatio* ist das lateinische Wort für ‚Metapher‘) „nicht ins Eigentliche, in die Logizität zurückholen lassen“⁴⁴, mithin ‚losgelöst‘ sind von literalen Paraphrasen oder Definitionen. So die Beschreibung von Hans Blumenberg, auf dem die späteren Diskussionen fußen. Der Begriff wird besonders gern auf bestimmte Metaphern der modernen Lyrik angewendet und soll deren Unverständlichkeit oder Vieldeutigkeit erklären. Das Phänomen ist aber nicht auf Dichtung beschränkt. Die Lückenfüller-Metapher, die sich auf eine neue Erfahrung bezieht, ist *im Moment ihrer Entstehung* generell ‚absolut‘. Ich greife noch einmal zu obigem trivialen Beispiel: Wenn der Kundschafter in seiner Sprachnot die Gemse zu einer Art Impala erklärt, dann formuliert er eine neue Entdeckung, eine Singularität, die er (noch) nicht begrifflich subsumieren kann. So ähnlich machten es die Physiker, als sie erstmals von ‚Schwarzen Löchern‘, ‚Dunkler Materie‘ oder vom ‚Urknall‘ sprachen. Es sind *im Moment* unauflösbare Augenblicksmetaphern,⁴⁵ deren institutioneller Rahmen freilich die Aufforderung zu ihrer Auflösung und damit Lexikalisierung enthält. Anders in der Dichtung, vielleicht auch in der Religion, besonders in der Mystik. Hier können die Augenblicksmetaphern unaufgelöst bleiben, um die dauernde Singularität oder zumindest Widerspenstigkeit der bezeichneten neuen Erfahrung zu bezeichnen.

Die Katachresen, Oxymora oder Paradoxa, die auf diese Weise entstehen, sind ein Hinweis auf eine zentrale Bedingung von Dichtung überhaupt, nämlich auf den von

43 Rainer Maria Rilke, *Sonette an Orpheus*, I,1; gewiss doch, ‚starke‘ Interpretinnen und Interpreten können jede ‚absolute‘ Metapher in eine Philosophie oder ins Unbewusste des Autors hineinparaphrasieren. Das bleiben dann aber eher privatsprachliche Unternehmungen.

44 Blumenberg, Hans: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998 (erstmalig 1960), S. 10.

45 Vgl. Ledanff, Susanne: *Die Augenblicksmetapher. Über Bildlichkeit und Spontaneität in der Lyrik*. München: Hanser 1981.

Lösungszwecken entlasteten Raum des Spiels. Spätestens seit Kant und Schiller gilt das Spiel als einer der Ursprünge des Ästhetischen. Das Spiel gehört zu jenen Universalien, die weit ins Tierreich hinein verfolgt werden können. Aber fast möchte es scheinen, dass eine Art heiliger Scheu daran hindert, diesen Ursprüngen zu folgen.⁴⁶ Johan Huizingas Standardwerk *Homo Ludens* zum Beispiel beginnt mit dem Satz: „Spiel ist älter als Kultur [...], die Tiere haben nicht auf die Menschen gewartet, dass diese sie erst das Spielen lehrten“⁴⁷. Das wäre somit ein evolutionärer Ansatz, der uns zur Kunst führen kann. Aber Huizinga verwirft diesen Ansatz sogleich wieder, ohne einen Grund dafür anzugeben. Er erklärt es für einen Irrweg zu meinen, Spiel „diene irgendeiner biologischen Zweckmäßigkeit“ (S. 10). Und so bleibt die Frage, weshalb Tiere spielen, ebenso unbeantwortet wie die weiterführende Überlegung darüber, was menschliche Spiele und Künste mit dem Spiel der Tiere zu tun haben und worin sie sich davon unterscheiden könnten. Es gibt aber auch andere Erklärungsversuche, zum Beispiel von dem Philosophen Karl Groos, der vor allem zwei Bestimmungsmomente hervorgehoben hat, die das Spiel der Menschen und das Spiel der Tiere gemeinsam haben: Die Bedeutung der Einübungs-Funktion des Spiels und die Bedeutung der Funktionslust.⁴⁸ Ich glaube diese beiden Momente in der Formulierung gegenwärtiger Überlegungen der Evolutionären Psychologie wieder zu erkennen.

Das erste Moment, der „Einübungs- oder Selbstausbildungswert“ (S. 49) des Spiels, wird von Cosmides und Tooby mit der Unterscheidung von Funktionsmodus und Organisationsmodus gefasst.⁴⁹ Wenn die Adaptationen ‚im Ernst‘ betätigt werden, also zur Lösung jener Probleme, für die sie evolviert sind, dann ist das der Funktionsmo-

46 Vgl. jedoch Eibl 2004, bes. S. 277-352; Anz, Thomas; Kaulen, Heinrich (Hg.): *Literatur als Spiel. Evolutionsbiologische, ästhetische und pädagogische Aspekte*. Beiträge zum Deutschen Germanistentag 2007. Berlin; New York: de Gruyter 2009; darin u.a. Eibl, Karl: *Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Ein evolutionsbiologischer Zugang*, S. 19-33; Mellmann, Katja: *Das ‚Spielgesicht‘ als poetisches Verfahren. Elemente einer verhaltensbasierten Fiktionalitätstheorie*, S. 65-86; die zentrale Bedeutung des Spiels hebt nun auch hervor Boyd, Brian: *On the Origin of Stories. Evolution, Cognition, and Fiction*. Cambridge/MA, London: Belknap 2009; dazu Mellmann, Katja: *The Multifunctionality of Idle Afternoons. Art and Fiction in Boyd’s Vision of Evolution*. In: *JLtonline.de*, <http://www.jltonline.de/index.php/reviews/article/view/170/530> (gesehen 17.06.2013).

47 Huizinga, Johan: *Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*. Reinbek: Rowohlt 182001, S. 9.

48 Groos, Karl: *Die Spiele der Tiere* [1896]. Jena: Gustav Fischer 31930. Ich stütze mich vor allem auf diese dritte, umgearbeitete Auflage der *Spiele der Tiere* von 1930, weil es sich gegenüber der Erstauflage von 1896 und auch gegenüber den *Spielen der Menschen* von 1899 um die theoretisch avancierteste Fassung handelt.

49 Tooby, John, Cosmides, Leda: *Does Beauty Build Adapted Minds? Toward an Evolutionary Theory of Aesthetics, Fiction and the Arts*. In: *SubStance. A Review of Theory and Literary Criticism* 30:94/95 (2001), S. 6-27; in deutscher Übersetzung: *Schönheit und mentale Fitness*. In: Klein, Uta; Mellmann, Katja; Metzger, Steffanie (Hg.): *Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur*. Paderborn: Mentis 2006, S. 217-244.

aus. Der Hund schüttelt den Hasen tot, der Vogel fängt im Flug das Insekt oder entzieht sich dem Beutegreifer, und die Löwenmänner kämpfen um den Besitz des Rudels. Im Organisationsmodus vollführen sie ganz ähnliche Handlungen, aber der Hund schüttelt ‚wütend‘ den Pantoffel, der Vogel schwingt sich (für unseren Eindruck) ‚sinnlos jubelnd‘ durch die Lüfte und die Löwenjungen balgen sich, ohne irgendeinen Zweck zu verfolgen. Hier ‚üben‘ sie ihre angeborenen Fähigkeiten, ‚bilden sie aus‘, so dass sie sie im Ernstfall auch einsetzen können. Sie lernen sich selbst und ihre Umwelt kennen und beherrschen. Deshalb sind vor allem Kindheit und Jugend der Tiere die Zeit der spielerischen Betätigung. Beim menschlichen Gehirn hält sich dieser Organisationsmodus offenbar bis ins Alter durch, weil er wegen der höchst komplexen und heterogenen Struktur des menschlichen Gehirns auch nach der Fertigstellung ständig zu Instandhaltungs- und Reparaturaufgaben benötigt wird – beim Skatspielen, Fernsehen, Romanlesen, im Theater oder im Museum usw.

Die zweite Bestimmung des Spiels, die Groos nennt und die hier Bedeutung gewinnen kann, ist die Lust.⁵⁰ Lust ist für ihn geradezu das Hauptdefiniens von Spiel, jedenfalls der Tiere. Er schreibt: „Soweit die Tätigkeit eines Tieres als solche lustvoll ist, und mehr um dieser Lust willen als unter dem Druck des Instinkts und mancher im Ernstfall mit ihm verbundener Emotionen ausgeübt wird, kann sie als Spiel bezeichnet werden.“⁵¹ ‚Lust‘ als Erklärungsinstanz hatte lange einen ähnlich problematischen Status wie der alte Trieb-Begriff, nämlich den einer intuitiv einleuchtenden Erklärungsinstanz, die aber bei näherem Hinsehen nur als tautologisch gewonnene Pseudo-Ursache gelten konnte. Auch hier gibt es inzwischen Befunde, die eine neurophysiologische Grundlage von Lust belegen, insbesondere das dopaminerge Belohnungssystem, das auch für Suchtverhalten verantwortlich gemacht wird. Entsprechend dem evolutionsbiologischen, ultimatsten Ansatz ist aber auch hier nach der Funktion von Lust zu fragen. Sicher hat sie eine Funktion als Unterstützung nützlicher, reproduktionsfördernder Handlungen, von der Freude über eine gute Mahlzeit oder den Sieg über die Konkurrenz bis zum Geschlechtsakt. Aber sie kann sich auch bei ‚sinnlosen‘ Handlungen wie dem Rennen nach einem Ball oder sogar bei gefährlichen wie dem Fallschirmsprung einstellen. Zusammen mit der Übungsfunktion ergibt sich daraus eine durchaus rationale und zweckmäßige Konstellation: Die Tiere können ja nicht wissen, dass ihnen das Lernen/Spielen später nützen wird, deshalb gibt es dafür eine eigene evolvierte Motivationsinstanz, nämlich die Lust. Sie ist sozusagen ein ‚Trick‘ der Evolution, um die Lebewesen zum Fertigbauen ihrer selbst zu bewegen.

Eine dritte Bestimmung ergibt sich daraus fast von selbst. Spiel findet, wie die maßgebende Formulierung von Gustav Bally lautet, in einem ‚entspannten Feld‘ statt. Ent-

50 Zum Begriffsumkreis insgesamt Anz, Thomas: Literatur und Lust. Glück und Unglück beim Lesen. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2002; bei Cosmides und Tooby entspricht das den „Aesthetics“.

51 Groos 1930, S. 7.

spannung bedeutet hier, wie in der Alltagssprache, einen Zustand der Stressfreiheit. Das Verhalten im *ge*-spannten Feld wird von Bally so beschrieben:

Im gespannten Feld [...] ist die Umwelt qualitativ bestimmt durch die angeborenen oder erworbenen auslösenden Schemata, die das Feld als Beute-, als Feindes-, als Kumpan-, als Sexualfeld charakterisieren. Das Feld ist eindeutig bestimmt durch die mit dem Instinktziel gesetzte Aufgabe, den Weg zum Ziel zu finden. [...] Im gespannten Feld [...] steht alles Verhalten im Bereiche der Appetenz, steht alle Variation im Dienste der Erreichung des Ziels.⁵²

Das gespannte Feld ist also – wenn wir die Brücke zu Cosmides' und Toobys Ansatz schlagen – die Domäne des Funktionsmodus der Verhaltensprogramme. Im *entspannten* Feld dagegen kann der Organisations- oder Lustmodus eintreten.

Hier kommt nun ein spezifisch menschliches Element zum Tragen, welches dem menschlichen Spiel sein eigenes Gesicht gibt, nämlich die Menschensprache. Ihre Rolle wird in entsprechenden Zusammenhängen meistens nur nebenbei erwähnt, aber sie hat konstitutive Bedeutung für die Konstruktion von Menschenwelt(en).⁵³ Sprache ist das wichtigste Instrument, mit dem Ding- und Weltpermanenz hergestellt wird, und die so erzielte Stabilität der Menschenwelt(en) hat auch Konsequenzen für das Spielverhalten.⁵⁴ Den Tieren sind relativ enge Grenzen des Spiels gesetzt. Es gibt zwar gewisse Variationsmöglichkeiten: Das Spiel von Verfolgen und Fliehen, Angreifen und Verteidigen kann mit wechselnden Rollen ohne jede Endhandlung fortgesetzt werden, bis irgendetwas anderes interessant wird. Vom Beutekampf-Spiel kann umgeschaltet werden auf Rivalenkampf-Spiel, und das Herumrennen und Herumfliegen macht offenbar auch ohne fiktive Anwendungssituation Spaß. Aber Tiere können zum Beispiel nicht den eigenen Tod oder den Tod von Rudelgenossen zum Gegenstand des Spiels machen (wie wir das in Drama und Krimi fortwährend tun), denn sie wissen einfach zu wenig davon. Sie erfahren ihn nur in der Situation der akuten Todesgefahr und damit in einer in hohem Maß gespannten Situation. Auch andere Arten der Gefährdung können nur als abstrakte Gefährdungen durch einen Spielpartner verarbeitet werden, der den Verfolger mimt. Tiere spielen nicht Räuber und Gendarm oder Cowboy und Indianer, auch nicht Wolf und Reh oder Löwe und Impala, sondern Verfolger und Verfolgter. Menschen hingegen können grundsätzlich alles, was das Lexikon ihrer Welt ent-

52 Bally, Gustav: Vom Spielraum der Freiheit. Die Bedeutung des Spiels bei Tier und Mensch. Basel; Stuttgart: Schwabe 1966 (2., überarb. u. erg. Aufl. von: Vom Ursprung und den Grenzen der Freiheit. Eine Deutung des Spiels bei Tier und Mensch. Basel: Schwabe 1945), S. 28. Ich entnehme Bally nur diesen Begriff. Seine sonstigen Ausführungen bedürften gründlicher Revision.

53 Selbstverständlich haben auch viele nichtmenschlichen Lebewesen Kommunikationsmittel. Zur menschlichen Spezifik vgl. zum Beispiel Eibl, Karl: Sprache macht Kultur. In: Oehler, Jochen (Hg.): Der Mensch – Evolution, Natur und Kultur. Heidelberg: Springer 2010, S. 109-126.

54 Vgl. Bischof, Norbert: Psychologie. Ein Grundkurs für Anspruchsvolle. Stuttgart: Kohlhammer 2009, bes. den Abschnitt „Permanente Identität“, S. 385f; vgl. auch den Abschnitt „Rede über Abwesendes“ in Eibl 2004, S. 230-232.

hält, in ein entspanntes Feld einstellen. Damit erweitert sich der Bereich möglichen Spielens so sehr, dass er ganz neuen Charakter erhält. Denn die Menschensprache ermöglicht es, weit über Gegenwärtiges hinauszudenken, sie ermöglicht eine (virtuelle) „Vergegenwärtigung nicht-gegenwärtiger Ereignisfolgen“⁵⁵. Es ist nun möglich, dass Probleme sehr spezifische Gestalt bekommen und starke Emotionen auslösen, obwohl sie überhaupt keine aktuelle Bedeutung haben. Entsprechend münden sie auch nicht in Handlungen, sondern die Emotionen können als selbständige Leistungen der Psyche quasi im Lehnstuhl genossen werden: als ‚armchair fear‘, als ‚armchair love‘, ‚armchair pity‘ usw.⁵⁶ Hier ist der Keimpunkt von Literatur.

Das Zusammenwirken des Spiels als einer Universalie aller lernfähigen Lebewesen mit der spezifisch menschlichen Universalie Sprache ermöglicht es, noch weitere Universalien zu nutzen oder aufzunehmen. Die ‚Theory of Mind‘, das heißt das Verstehen fremdintentionaler Handlungen, ermöglicht es in ihrer menschengespezifischen Form, auch anderen beim Spielen zuzusehen und dabei in entsprechende Erregung zu geraten (Tiere können das nicht, sie wollen immer gleich mitspielen): Ein Keimpunkt für das Drama als Wahrnehmung fremdintentionalen Handelns, aber auch für die Wahrnehmung von Berichten fremdintentionalen Handelns, also für die Epik. Vor allem aber ermöglicht die Dingpermanenz, die von der Sprache hergestellt wird, auch eine Verstetigung von Zusammenhängen. Es ist nun möglich, Kausalität nicht nur intuitiv und punktuell im Augenblick ihres Wirkens zu erfahren, sondern als Prinzip in Erzählungen mit Anfang, Mitte und Ende zu objektivieren. Gleiches gilt für Verlaufserwartungen wie die der Teleologie oder von Trennung und Wiedervereinigung. Auch diese sind zwar sozusagen keimhaft im Weltbild vieler Tiere enthalten, aber erst das Sprechen in einem entspannten Feld kann daraus Geschichten entstehen lassen. Ähnliches gilt für das Prinzip der Detektion, welches schon die Erkundungsspiele des Raben bestimmt, aber nun zur Erzeugung künstlicher Rätselspannungsbögen genutzt werden kann.

Die Verfügbarkeit der Welt im Spiel der Literatur prädestiniert diese zur Behandlung von Problemen, die im Augenblick nicht von vitaler Dringlichkeit sind, aber gleichwohl im Horizont der Aufmerksamkeit stehen. Es sind zum Beispiel die oben erwähnten Probleme der Liebe, des Todes, der Gesellschaft und einige andere Themen von ähnlicher Größenordnung. Wenn sie als ungelöst oder gar als unlösbar erkannt sind, wirkt hier ein Antrieb, der wohl gleichfalls als menschliche Universalie einzuschätzen ist: der kognitive Imperativ.⁵⁷ Auch zu ihm gibt es eine im Tierreich aufzufindende

55 Bischof 1985, S. 450.

56 Zur Entkopplung von Auslösemechanismus und Verlaufsprogramm vgl. speziell Mellmann, Katja: Emotionalisierung – Von der Nebenstundenpoesie zum Buch als Freund. Eine emotionspsychologische Analyse der Literatur der Aufklärungsepoche. Paderborn: Mentis 2006, S. 32-41.

57 Begriff von Eugene d’Aquili. Newberg, Andrew; d’Aquili, Eugene; Rause, Vince: Der gedachte Gott. Übers. v. Harald Stadler. München: Piper 2003, speziell das Kapitel „Mythenbildung“, S. 81-109; vgl. Eibl, Karl: Von der Unwahrscheinlichkeit der Lyrik

Vorform, nämlich das Erkundungs- oder Neugierverhalten oder dessen Antrieb. Die Ding- und Weltpermanenz der Menschenwelten führt jedoch dazu, dass Probleme nicht in neuen Situationen einfach wieder verschwinden, sondern dass sie, wenn auch vielleicht nur schattenhaft, relativ fester Bestandteil der Weltkonstruktion werden. Hilfreich für die Einschätzung kann hier die bio-anthropologische These sein, dass der Mensch ein Bewohner der „kognitiven Nische“⁵⁸ ist. Die Erfahrung, dass die kognitive Kartierung der Welt Lücken hat, muss für ein solches Wesen als dauerndes Beunruhigungsmoment wirken und treibt neben den Religionen und den Wissenschaften auch Dichtung hervor. Unabhängig davon, wie drängend die behandelten Probleme auch realiter sein mögen, allein ihr Vorhandensein oder nur ihre Erfindung in einem rundum fiktiven Kontext wirkt als eine Art Schlüsselreiz für die Auslösung des kognitiven Imperativs. Auch er hat also den Charakter eines ‚Triebes‘, dessen Betätigung mit Lust prämiert wird, ob wir nun Rätsel lösen, Abenteuer- oder Liebesfilme sehen, Krimis oder Lyrik lesen.

und weshalb es sie trotzdem gibt. Teil I: Das Bezugsproblem und Religion als Standardlösung. In: KulturPoetik 13:1 (2013), S. 5-25.

58 Pinker, Steven: The Cognitive Niche: Coevolution of Intelligence, Sociality, and Language. In: Proceedings of the National Academy of Sciences 107 (May 11, 2010), S. 8993-8999 (<http://www.pnas.org/content/107/suppl.2/8993.full>, gesehen 17.01.2013); die Formulierung stammt von Tooby, John; DeVore, Irven: The Reconstruction of Hominid Behavioral Evolution through Strategic Modeling. In: Warren G. Kinzey (Ed.): Primate Models of Hominid Behavior. New York: SUNY Press 1987, S. 184-237; vgl. ferner Barrett, H. Clark; Cosmides, Leda; Tooby, John: The hominid entry into the cognitive niche. In: Steven Gangestad and Jeffrey Simpson (Eds.): The Evolution of Mind: Fundamental Questions and Controversies. New York: The Guilford Press 2007, S. 241-248.